



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Genesis der Gesellschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Genesis der Gesellschaft



s kann nicht die Aufgabe unserer Zeit sein, ein großes Zeremonial von Gesten und Bewegungen, eine Art Herbarium der guten Manieren und nützlichen Gewohnheiten zu schaffen, wie dies pensionierte Hofdamen manchmal zu Nutz und Frommen zuchtloser Jugend zu tun pflegen. Treibhauskultur, Spalierkultur hat nur dann Berechtigung, wenn sie von innen heraus veredelt. Menschen à la Fontainebleau, Sanssouci, Schönbrunn zu ziehen, kann nur Philisterherzen erfreuen. Der Philister aber ist überhaupt keine Gesellschaft. Er ist immer nur in seiner Gesellschaftsklasse eine Art patentierter Gradhalter ohne höhere Beachtung, der selbstvergnügt die äußerliche Form aufrecht erhält, ohne zu bemerken, wie sich das Innere weiter entwickelt. Das Innere, das von den eigentlichen gesellschaftlichen Fähigkeiten gebildet wird, eine soziologische Angelegenheit ist und eine solche angeborener Kultur.

Wir alle bedürfen dieser Gradhalter, Altruisten wie Individualisten, Landpatrizier wie Sozialdemokraten, um nicht nur vor den anderen, sondern auch vor uns selber möglich zu werden. Sie sind das Stück Philister, das jeder in sich haben muß, um der eigenen Selbstachtung willen. Mißtrauisch zu sein gegen alle, die sich für absolut innerlich frei erklären, ist ein gesellschaftliches Grundgesetz; alles menschlich Große ist das in Grenzen, nur Gott hat das Recht, grenzenlos zu sein. Dafür aber schuf er sich selber seine Gesetze.

Beobachten wir die Tiere oder lesen wir den Drehm, wir finden stets, daß die stärksten gedeihenden, am wenigsten dem Feinde ausgelieferten Tiere diejenigen sind, welche gesellig leben, jedem ihrer Mitglieder einen gewissen Platz anweisen, eine Ordnung höherer Natur stiften. Im Garten ist es nicht anders. Pflanzen, die ausarten, auswuchern, verlieren ihre eigentliche Natur, sterben entweder ab, wenn ihnen der Gärtner nicht hilft, oder töten die Genossen. Ich fand einmal — bei Darwin glaube ich — eine hübsche Erklärung für die ewige Ordnung des Sternenhimmels. Die Sterne werden da mit jungen Mädchen verglichen, die auf grüner Wiese tanzen. Stößt eine mit einer anderen an, so gerät sie aus dem Takte und scheidet aus, und allmählich bildet sich so der geordnete, schön gezogene Reigen.

Solchen gesetzmäßigen Reigen bildet auch die menschliche Gesellschaft, und alle Bemühung in den Dingen großer Politik geht dahin, im Takte zu bleiben. Wo je der Takt des Reigens den Völkern verloren ging, war unermessliches Elend die Folge; wo ihn der einzelne verliert, kommt er in seinem Dasein zurück, von der persönlichen Verelendung bis hinab zu dem Grade, der die Gesellschaft zur Abwehr zwingt. Alle diese von oft sich grade sehr starkgeistig Dünkenden gering geachteten tausend Kleinigkeiten der Höflichkeit und der Form sind ebenso viele Gebärden dieses Reigentanzes und als solche von tiefstem Sinn. Andererseits darf man sie auch wiederum nur als solche nehmen und nicht als Selbstzweck. Wer das letztere tut, ist kein Gesetzgeber, sondern wertlose Sterilität, trüge er selbst den tadellofsten Frack.

Hinwiederum ist die Gesellschaft nicht nur eine Ordnung, sondern auch in höchstem Grade eine Eigenschaft, eine Fähigkeit. Sie ist nämlich nichts anderes

als der zusammengefaßte Komplex schöpferischer Möglichkeiten im Menschen. Die Natur schafft ungleich, sie schafft im Überflusse, betreibt dann Auswahl des Besten. Wie sie Kluge und Dumme erzeugt, so bringt sie Menschen hervor, die Gesellschaft in sich haben, und solche, denen sie fehlt. Was ist wichtiger, Gesellschaft oder Intelligenz? Beider Vereinigung das Höchste. Aber ich weiß nur, daß ein sehr begabter Mensch ein schädlicher Raubmörder werden kann, ein nicht ausnehmend Befähigter hingegen angenehm und von Nutzen.

Wir sind Tänzer des Lebens, und das wahre, dauerhafte Glück des Lebens wird ja wohl darin bestehen, nicht aus dem Takte zu kommen. Jeder Tanz hat seine Gesetze, das Leben die gesellschaftlichen. Leidenschaften, Antipathien und Sympathien sind private Angelegenheit; als äußere Erscheinung dürfen sie nur insoweit in Frage kommen, als eben alle Temperamente verschieden sind. Das Wichtigste bleibt es, Takt zu halten. Der Temperamentvolle ist noch kein großer Künstler, das Temperament schafft einen Grabbe, aber der Takt bildet einen Goethe. Ich glaube nicht an die gemeinen und wirren Charaktere, die edel ausgeglichene Werke schaffen, weil ich vielmehr der Meinung bin, daß das Muster unseres Handelns stets wir selber sind. Nur geordnete Natur schenkt Ordnung. Die Auszubildung der gesellschaftlichen Fähigkeiten verinnigt den Zusammenhang mit dem Ganzen, die Vorbedingung aller wahrhaften Leistung, und es ist recht zweifelhaft, ob liebevolles Aufgehen in gesellschaftlichen Formen nicht in weit höherem Grade zum völligen Verständnis Wilhelm Meisters, der Sixtinischen Madonna, des Figaro befähigt, als ein halbes Duzend Semester gründlichsten Fachstudiums.

Es ist mir wohl bewußt, daß gut und böse, anständig und gemein nur Bezeichnungen für Formen des Lebensstandes sind, keineswegs aber, wie oft irrtümlich angenommen, Ureigenschaften innerer Menschennatur. Nietzsche wird sicher populär überschätzt, weil er solche schon in Kant gründenden Wahrheiten als erster populär aussprach, ohne über sie den Weg zur Ordnung zu finden. Die Moral gehört zu den Formen der Gesellschaft, ihr Wechsel, ihre Entwicklungsmöglichkeiten gründen in dieser. Der gesellschaftliche Mensch hat ohne Zwang, von außen her oder von innen, immer die Moral seiner Zeit. Genau so selbstverständlich, wie er ihren gesellschaftlichen Verkehr hat, ihre Mode trägt und ihre Sprache spricht. Um es mit einem Worte zu sagen: ein Gesellschaftsmensch sein heißt nichts anderes, als die Fähigkeit besitzen, die allgemeine Ordnung der Zeit zu der seinen zu machen. Wer diese Fähigkeit besitzt, dem wird nur noch Technisches im einzelnen lehrbar sein; wer ihrer ermangelt, wird auch die gesellschaftliche Technik nie beherrschen.

Jedes Zeitalter hat seine minutiösen Lehrbücher des gesellschaftlichen Taktes gehabt, — nicht an die alten Hofdamen sei hier gedacht, sondern an die schöpferischen Kräfte —, das Altertum den Plato, die Renaissance den Cortegiano des Grafen Baldassare Castiglione und Le Civil Consazione von Guazzo, als dieser in seinem Gentiluomo das erste rein bürgerliche Ideal des Gesellschaftsmenschen schuf. Vellegarde formuliert der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts ihren Kodex, am Eingang der neuen Zeit steht Knigges dickleibiger Umgang mit Menschen. Es sind nun alle diese Bücher ebenso unsterblich wie die Werke der Denker und Dichter ihrer Zeit, trotzdem sie sich doch mit, nach allgemeinem Erachten, so niedrigen

Dingen beschäftigen als Gruß, Unterhaltung, Kleidung und äußerer Moral. Was doch seine Ursache vermutlich nur darin haben kann, daß falsche Scham in der Zeit selbst ernsthafteste Beschäftigung mit ihnen unterschätzte.

Verschiedene Lager warfen dem feinen und im Gesellschaftlichen so außerordentlich orientierten Freiherrn von Knigge vor, er sei ein Pedant gewesen oder ein Jesuit. Tatsächlich nun ist jeder wirkliche Gesellschaftsmensch zugleich ein Pedant und ein Jesuit. Ein Pedant, weil er der Erkenntnis, daß Beschränkung Freiheit ist, sich mächtig weiß, ein Jesuit, weil er aus dieser Erkenntnis die Schlüsse und praktischen Folgerungen zu ziehen die Fähigkeit besitzt. Der Wert aller Dinge besteht in dem Grade, der sie auf uns bezieht. Wir können dieses Wertes nur in vollem Maße teilhaftig werden, wenn wir uns auf sie beziehen. In dieser Wechselseitigkeit der Beziehungen erklingt die Urmelodie gesellschaftlichen Lebens und persönlichen Erfolges.

Wo zwei Menschen zusammen sind, da ist, im Rohen, Gesellschaft. Eine Fülle von Beziehungen spinnt sich zwischen beiden, gegenseitige Hilfe und Rücksicht läßt ein primitives Gesetzgebilde unter ihnen entstehen. Der geistig Überlegene wird schnell eine höhere Kaste repräsentieren, erkennt sie der andere nicht an, so stieben beide wieder auseinander — und das zarte Gebild ist im Beginn zerstört. Robinson auf seiner einsamen Insel mit dem Neger Freitag bildet ein klassisches Beispiel. Abseits aller Kultur formt sich das Verhältnis vom Anordnenden und Gehorchenden, ja ordentlich ein kleiner Staat mit festen Gesetzen. Das ist ein mustergültiger Beweis für das Angeborene der gesellschaftlichen Fähigkeiten des Menschen, für die Unnatürlichkeit, welche in ihrer Unterdrückung, für die kulturelle Pflicht, welche in ihrer Ausbildung und Disziplinierung liegt. Wobei als besonders auffällig notiert werden mag, welche Rolle hier sinnliches Empfinden spielt.

Die Gesellschaft ist aus dem Patriarchat entstanden, der kinderreichen Familie, deren Kinder ihrem Vater wiederum Enkelkinder schenkten und zu größerer Gemeinde anwuchsen. Großvater, Kinder, Enkel, so nennen sich die ersten sozialen Schichten. Feste Formen des Verkehrs bilden sich zwischen ihnen aus; Ehrfurcht und Liebe, mit denen man dem Vater des Geschlechts naht, erhalten zu seiner Ehrung streng vorgeschriebenen äußeren Ausdruck, eine besondere Kleidung scheidet die drei Kasten. Dieses bereits ganz ausgesprochene gesellschaftliche Zeremoniell des Patriarchats, ausgesprochen gesellschaftlich selbst in seiner Auffassung der Gottesnatur, ist die Bibel. Es ist eine absolutistische Gesellschaft, in der alle Macht und Ehre nur einem, dem Patriarchen eben, zukommen, alle gesellschaftlichen Formen nur dieses Verhältnis zum Ausdruck bringen, zwischen Mann und Frau noch nicht streng geschieden wird.

Über viele absolutistischen Formen hinweg entwickelt sich das Patriarchat zu den bürgerlichen Formen des alten Griechenland. Auch dieses viel gerühmte „freie“ Hellas ist nur darum frei, weil es so überaus gebunden ist, streng und unduldsam in seinen gesellschaftlichen Forderungen. Die Kasten sind überaus scharf getrennt. Nichtsdestoweniger kann ein Tüchtiger auch aus schlechtester Kaste Staatsleiter werden. Doch so schwer drückt seine Kaste auf ihm, daß er nach Vollendung seines Amtes wieder in sie zurückfällt: hier eine der stärksten Entwicklungshemmnisse hellenischer Gesellschaft. Die Formen des Grußes, des Verkehrs untereinander, Geschlechtsleben und Ehe, der Verkehr in der Öffentlichkeit,

zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrer und Schüler, zwischen den Angehörigen verschiedener Gesellschaftsklassen: Alle diese Dinge sind aufs minutiosste gesetzmäßig geregelt, und keiner ist so frei, daß er sich diesen Gesetzen nicht ohne Murren beugte. Der Grieche ist deshalb „klassisch“ geworden, weil er der gesellschaftlich präzisierteste Menschentypus war und das in aller Freiheit bis zur Pedanterie. So waren durch Jahrhunderte alle Störungen persönlicher Entwicklung ausgeschaltet, stand ja doch der Rahmen derselben fest.

Die griechische Gesellschaft ist eine männliche. — Die Frau ist gegen das Patriarchat noch zurückgetreten, sie verläßt als Ehefrau kaum das Haus, in dem sie eine niedere Rolle spielt, und ist als freier Mensch, in der Gestalt der Mätresse, ungesellschaftlich. Der Grieche hat ganz bestimmte Redeformen und Körperbewegungen, ja eine Mimik der Begrüßung, die der Gesellschaftsstufe des Begegnernden entsprechen, und dieser ganze Kodex genau umzirkelter gesellschaftlicher Formen wird den Knaben als wichtigste Wissenschaft bereits in der Basästra gelehrt, so daß der erwachsene Grieche etwas wie gesellschaftliche Unsicherheit, gesellschaftliche Fehler gar nicht kennt. Dies, und nicht etwa seine Kunst, ist es eben, was der Hellene unter „Kultur“ versteht, und ein „Barbar“ ist ihnen der in seinem Sinne ungesellschaftliche Mensch. Hierin war Hellas uns vor allem überlegen.

Mit der Vergrößerung der Staaten, ihrer Verbreitung und Interessierung über weitere Flächen hinweg wächst die Kompliziertheit gesellschaftlicher Gebilde und Formen. Rom zieht erobernd in die Welt hinaus, und indem es den unterjochten Völkern seine eigenen, hellenisch epigonistischen Gesellschaftsformen aufzwingt, taucht zum ersten Male so etwas wie eine internationale Gesellschaftsahnung auf. Eine Ahnung, die aber erst im späteren Mittelalter eine Art noch primitiver Verwirklichung erfährt, als die Völker, in engere Beziehungen zueinander getreten, durch Handel, Politik, Krieg gewisse Gemeinsamkeiten gewinnen, die einen äußeren Ausdruck verlangen. Trotz alledem ist bis in die neueste Zeit hinein der gesellschaftliche Kodex kein Gemeingut, sondern etwas mit allgemeinen Grundzügen für jedes Volk individuell Gemodeltes, wobei gewöhnlich das jeweils kulturell stärkste Volk solche Grundzüge liefert.

Im Mittelalter ist dies Italien als das Land, dem am frühesten eine reife Kultur eigentümlich ist. Bei strengen Gesetzen im allgemeinen große Freiheit im Individuellen kennzeichnet diese italienische Gesellschaftskultur. Der Mann ist durch Kampf und Handel aufs äußerste in Anspruch genommen, diese seine Tätigkeit nach außen hin befreit im Innern die Frau aus ihrer Kemetate, läßt sie als Herrin und Ordnerin der Gesellschaft ins Licht der Öffentlichkeit treten. Von nun ab bezieht sich alle Gesellschaft auf die Frau, sie steht im Mittelpunkte des Zeremoniells, das ihre eigentliche Wirkungsaufgabe darstellt. Die Gesellschaft gruppiert sich um sie, blickt auf sie hin, empfängt von ihr Ordnung und Gesetz.

Die Gesellschaft des Mittelalters kennt ausgesprochene Verkehrsformen, die von Italien aus allmählich die Welt erobern, für den Krieger und den Kaufmann, in mündlichem und brieflichem Verkehr, in Religion und Politik, in der Öffentlichkeit und zu Hause. Sie zieht den männlichen Körper in ihre Gesetze ein, fordert Körperkultur als gesellschaftliche Notwendigkeit. Die Kleidung erfährt eine Pflege, die ihr seit langem verloren war. Staatskonzilium und Tafelfreuden, häus-

liche Ruhe und geselliges Zusammenkommen haben ihre bestimmte Kleidung, deren Wahl etwas sehr Wichtiges wird. Die Sprache erfindet gesellschaftliche Formeln, das Gespräch bewegt sich gesetzmäßig, nicht mehr in willkürlichem Durcheinander, sondern in geordneter Rücksicht. Die Kultur der Sinne blüht wieder auf, Natur und Kunst werden gesellschaftliche Faktoren. Auch die Kirche, und es ist gar kein Zweifel, daß die Hochblüte der Kultur und Kunst im italienischen Mittelalter auf dieser Bergesellschaftlichung der Gesamtheit beruht.

Als die Macht von Italien nach dem Westen wandelt, gibt die Gesellschaft ihr Zepter an Frankreich ab, in dessen Händen es bis in die Neuzeit ruhen sollte. Sicher nicht zum Vorteil der Gesellschaft. Der Franzose ist ein gesellschaftlicher Mensch, ein Mensch von Formen, aber diese seine Eigenschaften sind mehr passiver Natur, seine Höflichkeit war jederzeit mehr ein Zurückweichen als ein Erobern. So erlebt denn Europa im maßgeblichen Frankreich des Rokoko die Erstarrung und bald darauf die Entartung weiblicher Kultur. Die gesellschaftliche Herrschaft der Frau artet ins Sinnliche aus, damit verlieren alle gesellschaftlichen Formen ihren großen Sinn und Zweck, werden zierlich und spielerisch und vergessen durchaus ihre soziologische Bedeutung. Die gesellschaftliche Manneskultur des Rokoko ist ohne Zusammenhang mit der großen Menschheitskultur, eine Auerhahn-balz um das Weibchen, reizvoll genug mitunter, aber morsch und verderblich.

Aufklärung und Revolution geben dieser sterbenden Gesellschaft den Todesstoß aus dem rauchenden Blute der Hingerichteten aber steigt die neue, die bürgerliche Gesellschaft, die in den Händen der germanischen Völker liegt, an welche inzwischen auch das allgemeine Übergewicht übergegangen ist.

Lothar Brieger=Wasservogel

Anzeigen-Aannahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H.,
Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22 a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510.

Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten“, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

200. Oberlehrer, f. Mathem. und Physik, Lehrerinnen-Seminar, 1. 4. 11, Mark Brandenburg.
201. Oberlehrer, f. Gymnasium (Fz., Dtsch. Lat.), 1. 4. 11, Schlesien.
203. Bürgermeister, 1. 2. 11 (4500 M.), Pommern.
206. II. Bürgermeister, bald (12000 M.), Westfalen.
210. Bürgermeister, 1. 2. 11 (4500 M.), Pomm.
212. Hauslehrer, f. 2 Knaben, 1. 1. 11, Bez. Halle.
221. Pfarrer, per bald (2400 M.), Brandenburg.
226. I. Bürgermeister, bald (13000 M.), Schleswig-Holstein.
227. II. Bürgermeister, bald (12000 M.), Westfalen.
229. Bürgermeister, bald (2000 M.), Sachsen.
230. I. Bürgermeister, bald (13000 M.), Schlesw.-Holst.
231. II. Bürgermeister, 1. 4. 11 (8000 M.), Westfalen.

232. Bürgermeister, bald (1800 M.), Posen.
233. Hauslehrer 3. 1. 1. 11, ält. ev., f. Sekundaner, Ostpr.
234. Hauslehrer, sof. f. 10jähr. Knaben, Medl.-Schw.

B. Für Damen.

194. Oberlehrerin (staatl. anerkt.), zu Ostern 1911. (1500 M.) (Mathematik oder Sprachen).
195. Erzieherin, ev., mus., gepr., sof. od. spät., Posen.
214. Lehrerin, ält., dtsch., mus., Turnen, f. 4 Mädchen, Oberungarn.
215. Oberlehrerin, f. höhere Mädchenschule, 1. 4. 11, bei Berlin.
217. Erzieherin, 2. 1. 11.
219. Erzieherin, gepr., ev., 1. 4. 11, angenehm. Stellg. in Berlin.
225. Lehrerin, f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
235. Lehrerin, ev., gepr. (Engl. gew.), f. 3 Kinder, Oberfranken.
236. Lehrerin, ev., gepr., erfahren, mit Lateinkenntnissen, 3. 1. 1. 11., Schlesien.
237. Lateinlehrerin, erfahr., f. sof., Thüringen.
238. Oberlehrerin, 1. 4. 11, (Englisch) 3600 M., Posen.
239. Erzieherin, gepr., f. Ostern f. 3 Knab., Schleswig-Holstein.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Carl Schultze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.



Die neuen Forschungsinstitute und die Zukunft der deutschen Universitäten

Von Professor Dr. Hans Paalzow-Berlin



Die Hundertjahrfeier der Berliner Universität bot eine Reihe von eindrucksvollen und vortrefflich gelungenen Veranstaltungen. Die Freiheit des Geistes und die Hingabe an das Vaterland, die vor hundert Jahren zur Gründung der Universität führten, wurden auch jetzt bei der Erinnerungsfeier wieder besonders lebendig. Den Höhepunkt des Jubiläums bildete ohne allen Zweifel die Rede des Kaisers. Es waren kluge, sorgfältig abgewogene Worte, die fast wie eine Thronrede klangen, aber wie eine Thronrede aus der Zeit, als Bismarck noch Reichskanzler war und Lothar Bucher als glänzender Stilist an seiner Seite stand. Auch der Kaiser beschwor den Geist Wilhelm von Humboldts und der großen Professoren Fichte, Schleiermacher und Savigny. Er sprach über das nationale Gepräge der Wissenschaft, die trotzdem Gemeingut der ganzen Kulturwelt sei, über das Festhalten an deutscher Sitte und Art, über Wahrheitsinn und den Einfluß der Wissenschaftspflege auf die Bildung des Charakters, über den Ernst und die Liebe zu jeglicher Arbeit.

Sodann machte der Kaiser eine Mitteilung, von der die meisten Anwesenden auf das lebhafteste überrascht wurden. Er eröffnete, daß ihm zur Begründung und Erhaltung von Forschungsinstituten 9 bis 10 Millionen Mark zur Verfügung gestellt worden seien. Der große Wissenschaftsplan Humboldts verlange neben der Akademie der Wissenschaften und der Universität selbständige Forschungsinstitute als integrierende Teile des wissenschaftlichen Gesamtorganismus. „Die Gründung solcher Institute“, so sagte der Kaiser wörtlich, „hat in Preußen mit der Entwicklung der Universitäten nicht Schritt gehalten, und diese Lücke namentlich in unserer naturwissenschaftlichen Ausrüstung wird infolge des gewaltigen Aufschwungs der Wissen-

schaften immer empfindlicher. Wir bedürfen Anstalten, die über den Rahmen der Hochschulen hinausgehen und, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Fühlung mit Akademie und Universität, lediglich der Forschung dienen.“ Der Kaiser eröffnete ferner, daß er beabsichtige unter seinem Protektorat und Namen eine Gesellschaft zu begründen, die sich die Errichtung und Erhaltung solcher Forschungsinstitute zur Aufgabe stellt; dieser Gesellschaft werde er die dargebotenen Mittel überweisen. Im übrigen werde die Regierung dafür Sorge tragen, daß den zu gründenden Instituten, soweit es nötig sei, auch die staatliche Hilfe nicht fehle.

Die Rede des Kaisers rief lebhafteste Beifallskundgebungen hervor. Der Rektor schloß seinen Dank mit den beiden Worten aus Goethes Ödö: „Es lebe die Freiheit“ — „Es lebe der Kaiser“. Alle Anwesenden standen unter dem Eindruck, daß Kaiser Wilhelm hier Kunde gegeben hatte von einem Plan, der ihm recht eigentlich am Herzen liegt. Der Kaiser ist ein wahrer Freund der Wissenschaft und wendet dank der Beweglichkeit seines Geistes sein Interesse den verschiedensten Disziplinen zu. Wenn er deshalb den Wunsch äußerte, daß der Tag des Jubiläums wegen der geplanten Begründung der selbständigen Forschungsinstitute zugleich eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten möge, so kann man sicher sein, daß dieser Wunsch in höchstem Maße seinem eigenen hochherzigen Empfinden entsprach. Inzwischen ist ja auch bekannt geworden, daß die ganze Aktion auf die Initiative des Kaisers zurückzuführen ist. Zwar hatte schon der Ministerialdirektor Althoff ähnliche Pläne gehegt, die aber nach seinem Tode nicht weiter verfolgt wurden. Daß jetzt diese bedeutsame Angelegenheit wieder aufgenommen und vorläufig, wenigstens äußerlich, zu einem so glänzenden Ergebnis geführt wurde, das ist vor allem dem energischen und zielbewußten Eingreifen des Kaisers zu verdanken. Aber auch den Gebern gebührt der Dank der Nation. Der für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich große Betrag von mehr als 9 Millionen Mark ist von einer kleinen Anzahl von Personen gespendet worden, die fast ausschließlich den Großbanken und der Industrie angehören. Daß es möglich gewesen ist, für gemeinnützige, wissenschaftliche Zwecke eine so hohe Summe flüssig zu machen, noch dazu in kurzer Zeit, verdient unter allen Umständen die wärmste Anerkennung.

Forschungsinstitute, die keinem Lehrzweck dienen, werden schon jetzt von Staat und Reich in nicht ganz geringer Anzahl unterhalten. Aber es hat mit ihnen meist eine besondere Bewandnis. Da sind zunächst mehrere Institute, die im Auslande oder an entlegenen Orten bestehen, wo eine Lehrtätigkeit nicht gut ausgeübt werden kann. Das Reich beteiligt sich durch die Archäologischen Institute in Athen und Rom an der Erforschung des klassischen Altertums und seiner Kunst. Preußen unterhält auf Helgoland eine Biologische Anstalt, die sich mit der Fauna und Flora des Meeres beschäftigt, und in Rom ein Historisches Institut, das hauptsächlich dazu bestimmt ist, aus den vatikanischen Archiven Veröffentlichungen zu machen. Das Geodätische Institut in Potsdam

arbeitet mit an der internationalen Erdmessung, das ebenda befindliche Astrophysikalische Institut macht spektralanalytische Untersuchungen der Sonne und der Gestirne, die aus dem Rahmen des Universitätsunterrichts herausfallen. Ferner gibt es eine ganze Reihe von Forschungsinstituten, die vornehmlich den praktischen Bedürfnissen der Verwaltung zu genügen haben; es sei hier nur an das Gesundheitsamt und an die Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlem bei Berlin erinnert. Nur teilweise hierher gehören mehrere Berliner Anstalten, die zwar hauptsächlich der Forschung dienen, daneben aber auch für den Universitätsunterricht nutzbar gemacht werden: die Sternwarte, der Botanische Garten und das Meteorologische Institut. Alle diese Anstalten können mit den geplanten selbständigen Forschungsinstituten nicht gut in Vergleich gestellt werden. Bei den neuen Anstalten handelt es sich um etwas wesentlich anderes: ein Universitätsprofessor wird, damit er sich ungestört der Forschung widmen kann, von der akademischen Lehrtätigkeit abgelöst und in ein Institut verpflanzt, das mit dem Unterricht überhaupt nichts zu schaffen hat. Doch fehlt es auch für die jetzt geplanten Neugründungen nicht ganz an Vorbildern. Da ist die Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg. Ihre wissenschaftliche Abteilung hat die Aufgabe, die physikalische Wissenschaft durch Versuche zu bereichern. Sie wurde, als Helmholtz sich von der akademischen Lehrtätigkeit zurückzog, seinen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend eingerichtet. Auch das Institut für Infektionskrankheiten, das für Robert Koch gebaut wurde, verdankt in der Hauptsache rein persönlichen Gründen seine Entstehung. Es wurde errichtet, als Koch seine ordentliche Professur an der Berliner Universität niederlegte. An und für sich ist nicht recht einzusehen, weshalb die in dem erwähnten Institut betriebenen Forschungen nicht in einem hygienischen Universitätsinstitut oder in einer Universitätsklinik angestellt werden können. Dasselbe gilt im wesentlichen von dem Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main, das jetzt durch seinen vortrefflichen Leiter Ehrlich und dessen Mittel gegen die Syphilis in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Vielleicht wäre das Institut nicht gegründet worden, wenn Ehrlich von einer medizinischen Fakultät zu einer ordentlichen Professur in Vorschlag gebracht worden wäre.

Was jetzt mit Hilfe der Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften ins Werk gesetzt werden soll, geht somit über das Bestehende weit hinaus. Es scheint, als solle der Grundsatz verkündet werden: Die Forschung kann, wenn sie gedeihen soll, mit der Lehre nicht mehr wie bisher vereinigt bleiben. Damit würde die altüberlieferte Verbindung von Forschung und Lehre in Frage gestellt; damit würde aber zugleich die Art an die Wurzeln der deutschen Universitäten gelegt. „Wir bedürfen Anstalten,“ so heißt es in der Rede des Kaisers, „die über den Rahmen der Hochschule hinausgehen und unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Verbindung mit Akademie und Universität lediglich der Forschung dienen.“ Bisher war man im allgemeinen der Meinung nicht, daß die Forschung durch den Unterricht beeinträchtigt werde. Freilich ist nicht zu

verkennen, daß hier und da in den Kreisen der Professoren die Lehrtätigkeit heute als etwas Lästiges, als eine leidige Pflicht empfunden wird. Und nicht wenige Professoren haben ein Recht, zu seufzen und zu klagen. Besonders an den großen Universitäten mit ihren Scharen von Zuhörern sind manche Universitätslehrer geradezu überbürdet, wenn auch weniger durch Vorlesungen als durch andre mit der Lehrtätigkeit zusammenhängende Pflichten. Da sind zahlreiche Studenten in den Übungen anzuleiten, Seminararbeiten müssen korrigiert werden, Dissertationen und Prüfungsarbeiten erfordern eine zeitraubende Durchsicht. Aber muß die Abhilfe für diese unzweifelhaft vorhandenen Mißstände dadurch erstrebt werden, daß man die hervorragendsten Gelehrten ganz aus dem Lehrberuf entfernt und sie nur auf die wissenschaftliche Forschung verweist? Läge es nicht näher, die Professuren zu vermehren oder auf sonstige Weise die überbürdeten Universitätslehrer zu entlasten?

Mit vollem Recht betrachtet Friedrich Paulsen es als den besonderen Charakter der deutschen Universität, daß sie zugleich Werkstätte für die wissenschaftliche Forschung und Anstalt für den wissenschaftlichen Unterricht sei. Auch in Oxford und Cambridge, sagt er, gebe es vortreffliche Gelehrte; aber doch werde niemand die englischen Universitäten als die Träger der wissenschaftlichen Arbeit des Landes bezeichnen. Viele der berühmtesten Gelehrten, wie Darwin, Spencer, Mill, Macaulay, Gibbon, Bentham und Ricardo, hätten außerhalb der Universitäten gestanden. Auch die Gelehrten an den englischen Universitäten hielten nur ein paar Duzend Vorträge im Jahr; der eigentliche Unterricht liege in den Händen der Fellows und Tutors. Ähnlich sei es in Frankreich. Die großen Gelehrten seien wohl Mitglieder der Akademie und hielten einige öffentliche Vorträge in der Sorbonne; sie seien aber nicht die wirklichen täglichen Lehrer der akademischen Jugend. Umgekehrt werde in Frankreich von den Lehrern an den Fakultäten nicht gerade verlangt, daß sie wissenschaftliche Forscher seien. Ganz anders in Deutschland. Hier gelte der Satz wenigstens als Regel, daß alle Universitätslehrer wissenschaftliche Forscher und umgekehrt alle wissenschaftlichen Forscher Universitätsprofessoren seien. Wenn von einem deutschen Gelehrten die Rede sei, so frage man sogleich: „An welcher Universität ist er?“ Und wenn er an keiner sei, so dürfe man voraussetzen, daß er dies als eine Zurücksetzung empfindet.

Und nun schildert Paulsen, wie bedeutsame Folgen dies Verhältnis für die Gestaltung unsres gesamten geistigen und wissenschaftlichen Lebens hat. Zunächst kennzeichnet er den wohlthätigen Einfluß der großen Lehrer. „Unsre Denker und Forscher,“ sagt er, „sind unserm Volk nicht bloß als Schriftsteller vom Papier her, sondern als persönliche Lehrer von Angesicht zu Angesicht bekannt.“ Er erinnert daran, daß Männer wie Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher vor allem als akademische Lehrer auf ihre Zeit gewirkt haben. Dasselbe gelte von den großen Philologen Heyne, Friedrich August Wolf und Gottfried Hermann. Es sei ein Glück für die deutsche Jugend, daß sie auf der Universität

mit den geistigen Führern des Volkes in unmittelbare Berührung komme; sie empfangen dadurch die tiefsten und nachhaltigsten Anregungen. Auf der andern Seite sei die Lehrtätigkeit aber auch für die Forscher erfreulich und fruchtbar: sie bleiben jung im Verkehr mit der Jugend. Der Professor werde angeregt und belebt durch die Wirkung seiner Worte auf die jungen Zuhörer; diesen Vorzug müsse der einsame Schriftsteller entbehren. Auch sei es von Vorteil, daß der Lehrer bei seinem Kathedervortrage beständig genötigt werde, den Blick auf das Wesentliche und Allgemeine zu richten.

Für die nächste Zeit wird man nun von der Begründung der neuen Institute eine Gefahr für die Universitäten nicht zu befürchten brauchen. Es handelt sich doch im günstigsten Falle nur um eine beschränkte Zahl von reinen Forschungsinstituten, die in enger Verbindung mit der Universität bleiben sollen, und niemand denkt daran, auf den Universitäten selbst die Forschung von der Lehre zu trennen. Allein das jetzige Vorgehen ist offenbar nur der erste Schritt auf einem längeren Wege. Der Kaiser sagt: „Möge dieser Tag eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten.“ Das läßt darauf schließen, daß man sich nicht mit einigen wenigen Instituten begnügen will, sondern daß planmäßig und systematisch darauf hingearbeitet werden soll, die bedeutenderen Gelehrten ausschließlich der Forschung zuzuführen und von der Lehrtätigkeit ganz zu befreien. Auch Wilhelm Ostwald, der bekannte Chemiker, teilt unsere Auffassung, wenn er in einem Zeitungsartikel von der beginnenden Trennung der Forschung von aller andern Inanspruchnahme, auch vom Unterricht, spricht und emphatisch ausruft: „Unserm Jahrhundert wird es vorbehalten sein, die schöpferische wissenschaftliche Arbeit, die bisher immer und überall im Nebenberuf hat geleistet werden müssen und der Menschheit somit als freies Geschenk dargebracht worden ist, auch als Grundlage einer bürgerlichen Existenz anzuerkennen und zu entlohnen.“

Ganz abgesehen von unerquicklichen persönlichen Verhältnissen, die aus der Trennung von Forschung und Lehrberuf entstehen können, wird auch die Qualität der Hochschullehrer eine Einbuße erleiden. Denn sobald reine Forschungsinstitute in größerer Zahl errichtet sind, liegt es nahe, daß bei der Besetzung der Universitätsprofessuren in der Hauptsache nur noch auf Lehrgeschick Rücksicht genommen werden wird und weniger auf wissenschaftliche Leistungen. „Man kann die Wissenschaften von den Universitäten vertreiben,“ sagt Dahmann bitter, „indem man diese auf die Fortpflanzung überlieferter Kenntnisse beschränkt. Es geht durchaus nicht über die Macht des Staates, die bisherigen Sitze freier Bildung in hämmernde Werkstätten zu verwandeln.“ Er schildert die Folgen eines solchen Zustandes: „An den Stellen, wohin sonst ein edler Ehrgeiz die Bestgebildeten führte, werden Handlanger stehen, und man wird es recht am hellen Tage erkennen, wie deren Geschäft stille steht, sobald die Wissenschaftlichen, die vom Lehren ausgeschlossen sind, nicht den Anstoß mehr geben.“

Bei alledem muß jeder Unbefangene doch einräumen, daß eine Trennung von Forschung und Lehre bis zu einem gewissen Grade im Zuge der Zeit liegt. Die Wissenschaft spezialisiert sich immer mehr, die Arbeitsteilung wird immer weiter getrieben. Daneben verträgt der Universitätsunterricht eine gleiche Spezialisierung nicht, weil aus pädagogischen Gründen in allen Disziplinen grundlegende Vorlesungen gehalten werden müssen und auch die Ausbildung für die höheren Berufe dasselbe verlangt. Ein Professor der Chemie arbeitet vielleicht nur auf dem Gebiete der Kolloide oder Terpene; aber er ist genötigt, in jedem Semester eine zusammenfassende Vorlesung über organische oder anorganische Chemie zu halten. Zwar streben nicht wenige gelehrte Spezialisten danach, daß ihr besonderes Fach durch Begründung einer Professur und Errichtung eines Instituts als eine neue Disziplin anerkannt werde; aber die Unterrichtsverwaltung ist häufig nicht in der Lage, solchen Wünschen zu entsprechen. Die Folge ist dann schließlich, daß man an die Begründung selbständiger Forschungsinstitute außerhalb des Rahmens der Hochschule denkt.

Dazu kommt die Furcht vor der amerikanischen Konkurrenz. In Amerika sind bekanntlich in den letzten Jahren mehrere große Institute mit fast unbegrenzten Mitteln errichtet worden, wie das Carnegie-Institut in Washington, und mancher glaubt daher wohl, daß wir in der wissenschaftlichen Forschung von Amerika überflügelt werden könnten. Diese Besorgnis scheint mir jedoch stark übertrieben zu sein. Gewiß ist mit großen und unerschöpflichen Geldmitteln in der Forschung viel zu erreichen, besonders da, wo mit einem teuren Material gearbeitet wird, wie etwa dem Radium, oder wo es sich um einen organisierten Großbetrieb der Wissenschaft handelt, wie bei der Anfertigung von Tabellen, der Herstellung von großen Wörterbüchern oder der Vornahme langer Reihen von Versuchen. Aber im allgemeinen hat der Satz, daß die Masse es bringen muß, auf diesem Gebiet keine Geltung. Es genügt nicht, in jeder Woche einen Band herauszubringen; es kommt auf die Gründlichkeit der Arbeit und die geistige Durchdringung des Stoffes an. Mit Geldmitteln allein, und seien sie noch so gewaltig, kann man keine großen Gelehrten züchten. Das ist tröstlich für uns; denn mit den amerikanischen Milliarden können unsre Großkapitalisten doch nicht gleichen Strang ziehen. Es läßt sich auch mit einem bescheidenen Apparat unter Umständen viel leisten. Liebig hat seine großen bahnbrechenden Untersuchungen in einem Laboratorium gemacht, das nach heutigen Anschauungen als völlig unzureichend betrachtet werden würde. Ist es daher notwendig, die dem Kaiser überreichten Millionen in Bauten anzulegen?

An wissenschaftlichen Anstalten haben wir eigentlich keinen Mangel; für die Begründung und Ausstattung von Universitätsinstituten, besonders von naturwissenschaftlichen und medizinischen, ist im letzten Menschenalter in Preußen und auch in den übrigen deutschen Staaten ungeheuer viel geschehen. Wenn das nötige Geld zur Verfügung steht, ist es ja verhältnismäßig leicht, für einen großen Gelehrten ein Forschungsinstitut zu bauen. Aber ist auch zu erwarten, daß nach seinem Tode stets

ein vollgültiger Ersatz für ihn da sein wird? Dürfen wir hoffen, daß in einem bestimmten Fache fortbauend oder auch nur in jeder Generation Genies entstehen? Ob die Nachfolger von Helmholtz die Physikalisch-technische Reichsanstalt auf der früheren Höhe gehalten haben, darüber sind die Meinungen sehr geteilt. Auch das ist zu bedenken, ob nicht mancher große Gelehrte in Anhänglichkeit an den Lehrberuf lieber an der Universität bleibt, als daß er sich in einem Forschungsinstitut gewissermaßen auf das Altenteil zurückzieht.

Nach der Rede des Kaisers könnte man vermuten, daß die neuen Institute als preußische ins Leben treten sollen; doch werden dem Vernehmen nach Reichsinstitute geplant. Vielleicht sollen aus den Mitteln der kaiserlichen Gesellschaft nur die Baukosten bestritten werden, während der Staat die Aufgabe haben wird, den Bauplatz herzugeben, und das Reich die laufenden Unterhaltungskosten bezahlt. Auch über die persönliche Stellung, die den Institutsleitern und ihren Assistenten gegeben werden soll, verlautet noch nichts. Es wird namentlich darauf zu achten sein, daß sie der Regierung gegenüber dieselbe Unabhängigkeit erhalten wie ein Universitätsprofessor, und daß die Freiheit der Forschung ihnen verbürgt wird. Ebenso ist noch nicht bekannt gegeben, wie die geplante enge Fühlung der Forschungsinstitute mit Akademie und Universität hergestellt werden soll. Nach Zeitungsnachrichten will man zunächst ein Institut für physikalische Chemie und ein solches für organische und anorganische Chemie begründen, und zwar in Dahlem bei Berlin. Für das Chemische Institut sind angeblich von der chemischen Industrie schon Materialien im Werte von einer Million Mark zur Verfügung gestellt worden. Ein chemisches Forschungsinstitut, und zwar ein Reichsinstitut, wurde schon vor vier Jahren geplant. Es sollte damals in der Weise begründet werden, daß Preußen den Bauplatz zur Verfügung stellte, die chemische Großindustrie die Kosten des Baues trüge und das Deutsche Reich die Mittel für den Betrieb aufbrächte. Anscheinend ist damals das Projekt an dem schlechten Stande der Reichsfinanzen gescheitert. Gegen den Plan hatten auch in der Fachpresse trotz der vorherrschenden Hurra Stimmung mehrere sehr gewichtige Stimmen Bedenken erhoben, zum Teil dieselben Bedenken, die eben von mir zum Ausdruck gebracht sind. Besonders sind in dieser Beziehung die Professoren von Martius und Delbrück sowie der Geheime Kommerzienrat Dr. Gans in Frankfurt am Main zu erwähnen. Von diesen Dingen wird ausführlicher erst zu sprechen sein, wenn die Absicht, ein chemisches Forschungsinstitut zu begründen, festere Gestalt gewonnen hat.

Interessant ist es zu sehen, welches Echo die Mitteilungen des Kaisers in der Professorenwelt und in der Tagespresse gefunden haben. Man kann sagen, daß eigentlich jeder etwas andres aus den kaiserlichen Worten herausgelesen hat, und jeder das, was seinen eigenen Wünschen entspricht. Ein Berliner Blatt setzt als selbstverständlich voraus, daß die neuen Institute in Berlin gegründet werden, und sieht im Geiste die Hochburg der Universität umgeben von einem Kranze detachierter Forts; eine rheinische Zeitung preist dagegen vor allem eine

verständige Dezentralisation an, damit auch die Provinz an dem reichen Segen ihren Anteil habe. Der eine will besonders die Erfindungen gefördert wissen, ein anderer — Professor Haeckel in Jena — verlangt umgekehrt die Berücksichtigung der Wissenszweige, die keine unmittelbare praktische Bedeutung haben, wie der von ihm vertretenen Zoologie. Dabei werden an die bereitgestellten 9 bis 10 Millionen, die ja allerdings wahrscheinlich noch eine Vermehrung erfahren, überschwengliche Hoffnungen geknüpft. Man stellt es so hin, als wenn die deutsche Wissenschaft nun von aller Not befreit und aller pekuniären Sorgen ledig wäre. Es sei hier nur daran erinnert, daß der preußische Staat seinen Universitäten einen Zuschuß von etwa dreizehn Millionen zahlt, und zwar nicht einmalig, sondern alljährlich, ungerechnet die außerordentlichen Ausgaben für Bauten und dergleichen. Auch der Leipziger Historiker Karl Lamprecht setzt voraus, daß er für sein Universitätsinstitut von dem neuen Reichtum sein vollgerichtetes Maß erhalten wird. Daß der Kaiser ausdrücklich in erster Linie von naturwissenschaftlichen Instituten gesprochen hat, ignoriert er. Ein anderer Professor, der sich in der „Kölnischen Zeitung“ vernehmen ließ, findet sich auch mit dem Worte des Kaisers leicht ab, daß die neuen Anstalten, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, lediglich der Forschung dienen sollen. Er legt dieses Wort cum grano salis dahin aus, daß dabei nur an den elementaren Hochschulunterricht gedacht sei, nicht aber an die Unterweisung angehender Gelehrten und die Abhaltung von Kursen für Vorgeschnitrenere. So sehr liegt den deutschen Gelehrten der Lehrtrieb im Blute!

In der Rede des Kaisers wird der Plan, reine Forschungsinstitute zu begründen, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet. Alle Einzelheiten müssen deshalb späterer Erörterung vorbehalten bleiben. Heute hielt ich es vor allem für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Errichtung der neuen Forschungsinstitute auch gewisse Gefahren für unsre Universitäten mit sich bringt. Diese Gefahren zu vermeiden, wird eine Hauptaufgabe der Männer sein, die dazu berufen sind, die reichen Mittel zu verwenden. Möge es ihnen hierbei nicht an Weisheit und Umsicht fehlen, damit die hochherzigen Absichten des Kaisers erreicht werden, ohne daß die deutschen Universitäten ihrer historischen Eigenart entfremdet und in ihrer Bedeutung herabgedrückt werden.

